

# Praxisbezüge und Praktika im Studium

Eine Veranstaltung des Projekts nexus – „Übergänge gestalten, Studienerfolg verbessern  
In Zusammenarbeit mit der Goethe-Universität Frankfurt am Main

## Abstracts und Redemanuskripte der Referentinnen und Referenten

### Eröffnung

#### Praxisbezüge und Praktika im Studium aus Sicht der Hochschulrektorenkonferenz

Prof. Dr. Joachim Metzner, ehem. Vizepräsident der HRK

---

#### Abstract

Die Bedeutung von Praxisbezügen und Praktika im Studium ist spätestens seit Beginn des Bolognaprozesses kontinuierlich gewachsen. Die Hochschulrektorenkonferenz hat dieser Entwicklung frühzeitig durch Vorschläge zur sachgerechten Anrechenbarkeit, zur curricularen Einbindung und zur Sicherstellung eines für alle Studierenden geeigneten Angebots an Praktikumsplätzen Rechnung getragen. Aktuell geht es der HRK um Fragen der Qualitätssicherung und –verbesserung, um eine optimale Verschränkung von externen Praxisphasen und theorieorientiertem Studium und um die Formulierung von validen Qualitätsstandards für Praktika und deren Durchsetzung. Eine Unterstützung der Hochschulen bei diesen Aufgaben setzt eine wissenschaftliche Bestandsaufnahme und Würdigung bestehender Konzepte voraus und bedarf des Austauschs aller beteiligten Akteure innerhalb und außerhalb der Hochschulen. Beides hat die HRK sich zum Ziel gesetzt und beides soll die heutige Tagung leisten.

Sehr geehrte Frau Kollegin Brühl,  
sehr geehrter Herr Kollege Hediger,  
liebe Kolleginnen und Kollegen,  
lieber Herr Tauch, lieber Herr Zervakis,  
meine Damen und Herren,

ich freue mich Sie heute hier in Namen der Hochschulrektorenkonferenz zu unserer gemeinsamen Tagung „Praxisbezüge und Praktika im Studium“ begrüßen zu dürfen. Zunächst möchte ich meinen Dank an Sie, liebe Frau Professorin Brühl, und an Ihr Team in der Goethe Universität richten für die Einladung, diese gemeinsam mit dem Projekt nexus der HRK organisierte Tagung ausrichten zu dürfen.

Die große Teilnehmerzahl bestätigt, dass eine solche Veranstaltung zu diesem Thema wichtig, ja geradezu nötig ist. Interessant ist auch die Zusammensetzung: Es sind Hochschulen aus allen Bundesländern und aus allen Hochschularten anwesend, aus den unterschiedlichsten Positionen und Funktionen. Es sind Vertreter von Ministerien, Verbänden, Agenturen, Unternehmen und Projektträgern hier, und die Auslastung der Workshops zeigt, dass alle Fächergruppen und Disziplinen sich mit dem Thema Praktika und Qualitätsstandards von Praktika befassen. Und ein ebenso breites Interesse besteht an der Qualitätssicherung bei dualen Studiengängen als spezifischen Formaten von integrierter Praxis.

Lassen Sie mich bitte einige Gedanken aus der Sicht der Hochschulrektorenkonferenz zu den Gründen für die Wahl gerade dieses Themas hier äußern.

Wie wichtig der HRK das Thema ‚Praxisbezüge und Praktika im Studium‘ ist, können Sie aktuell an der Mitwirkung der HRK beim ‚Ars-legendi-Preis‘ erkennen, der ja in diesem Jahr genau diesem Thema gewidmet ist. Herr Vizepräsident Burckhart wird diese Wichtigkeit bei der Preisverleihung heute Abend nochmal mit Nachdruck unterstreichen. Dabei sind Praktika und andere Praxisphasen in der Lehre und im Studium relativ spät, nämlich im Zusammenhang mit der Umsetzung der Europäischen Studienreform, in den Fokus der Hochschuldebatten gerückt. Nach den Jahren einer recht zähen, manchmal unsäglichen, aber wohl unvermeidlichen Diskussion um

„employability“ hat sich doch ziemlich flächendeckend die Einschätzung durchgesetzt, dass die Beschäftigungsbefähigung der Studierenden eine Aufgabe und die Pflicht der Hochschulen ist. Damit verbunden wuchs und wächst die Einsicht, dass, wie es die HRK in ihrem Bologna-Reader von 2008 bereits formuliert hat: „dass ohne Praktikumsphase eine Berufsbefähigung des Studiums“ kaum nachweisbar ist. Der Satz ist zwar grammatikalisch falsch, aber er meint das Richtige: Eine Hochschule, die ihrer Pflicht zur Berufsbefähigung ihrer Studierenden ernsthaft nachkommen will, muss Praktika vorsehen und ermöglichen, und zwar qualitativ hochwertige und qualitätsgeprüfte.

Die Frage nach der Qualität der Praktika und den relevanten Praxisbezügen eines Hochschulstudiums wurde schon sehr früh Teil der Reformdebatten. So drang das HRK-Plenum wiederholt bei den Landesregierungen auf eine sachgerechte Anrechenbarkeit der hochschuleitigen Vor- und Nachbereitung von integrierten Praktika in Unternehmen in Deputatsregelungen und in der Kapazitätsverordnung (KapVO). Damit wurde durch die Hochschulleitungen die Notwendigkeit einer geregelten Verzahnung von Hochschullehre und externem Praktikum bestätigt, was ja ein unverzichtbares Qualitätsmerkmal darstellt.

2014 wurden durch die Einführung des flächendeckenden gesetzlichen Mindestlohns die Qualitätsstandards des externen Praktikums plötzlich und unerwartet Thema. Die HRK wehrte sich damals gegen die geplante Einbeziehung von Praktikanten in den Mindestlohn, weil sie einen drastischen Rückgang des Angebots an Praktikumsplätzen befürchtete – zu Recht, wie wir heute wissen, denn das Angebot an Praktikumsplätzen ist seither um 53.000 zurückgegangen – und das in einer Zeit, in der die Studierenden immer nachdrücklicher eine stärkere Berufsfeldorientierung im Studium einfordern, wie der aktuelle Hochschulbildungsreport des Stifterverbandes belegt. Wichtig ist in unserem heutigen Zusammenhang, dass bei dieser Auseinandersetzung der HRK-Senat und damit die Rektorenkonferenzen aller Bundesländer klare Aussagen zur Qualitätssicherung beim Praktikum machten, weil sie nicht nur einen Rückgang an Plätzen, sondern auch einen Qualitätsverlust befürchteten. Ein Praktikum müsse mindestens drei Monate umfassen, weil nur „im Rahmen eines derartigen Zeitraums die in der notwendigen Tiefe erforderlichen praktischen Kenntnisse“ erworben werden können. Darüber hinaus müsse sichergestellt sein, dass jeder Student und jede Studentin die Möglichkeit hat, ein solches Praktikum in diesem Umfang zu absolvieren, auch wenn es nicht verpflichtend ist. Hier ging es also der HRK um qualitative Standards, verbunden mit der Einschätzung, dass Praktika nicht nur Pflichtanteile in einigen speziellen Studiengängen sind, sondern ein wichtiges Angebot für alle Studierenden sein müssen.

Nun sind wir in eine neue Klärungsphase eingetreten, die geprägt ist vom Bedarf nach wissenschaftlicher Bestandsaufnahme und Würdigung bestehender Konzepte und daraus abgeleiteten Empfehlungen zur Qualitätsverbesserung und -sicherung bei Praktika und anderen Praxisformaten in der Lehre. Dabei halten wir es für erforderlich, Praktika, Praxisphasen und Praxisbezüge in den Kontext des gesamten Studienverlaufs („Student Life Cycle“) zu stellen, was übrigens gut zum Projekt nexus – „Übergänge gestalten, Studienerfolg verbessern“ – passt, weil dieses Projekt die zentralen Schnittstellen im Studium effektiv anspricht. Dabei müssen, das ist unsere klare Prämisse, Praktika als gleichberechtigte Lernfelder neben und außerhalb der eigentlichen Hochschule verstanden und behandelt werden. Nur so können sie, über ihre bloße, wenngleich wichtige Orientierungsfunktion hinaus, dem Ziel dienen, das der Wissenschaftsrat – übrigens gestützt auf ein Gutachten von Herrn Professor Schubarth für die HRK – so formuliert hat: Praktika und Praxisbezüge im Studium „sollen die Möglichkeit eröffnen, erworbenes Theoriewissen mit den Handlungsanforderungen der Praxis zu konfrontieren und für berufliche Tätigkeiten anschlussfähig zu machen.“ Wichtig sei die „Verschränkung der Praktika und Praxisphasen mit vorwiegend theorieorientierten Bestandteilen des Studiums.“ Allerdings muss ich leider sagen, dass die notwendige Verschränkung von Theorie und Praxis eine noch längst nicht immer bewältigte Aufgabe ist. Und eine echte Verschränkung gehört nun mal zu den Qualitätsstandards von Praktika. Lassen Sie mich übrigens an dieser Stelle betonen: Die erfolgreiche Verschränkung von Theorie und Praxis im Studium ist keine einmal zu bewältigende Aufgabe, sondern sie bedarf ständigen Bemühens.

Einen gewissen neuen Ton in die Debatte hat neben den Empfehlungen des Wissenschaftsrats auch eine im vergangenen Jahr verabschiedete Gemeinsame Erklärung von BDA, DGB und HRK gebracht. Hier wird einerseits seitens der Wirtschaft die wissenschaftliche Problemlösungskompetenz als das zentrale Merkmal akademischer Bildung anerkannt und umgekehrt seitens der HRK die Beschäftigungsbefähigung als ebenfalls unverzichtbares Ziel betont. „Die Beschäftigungsfähigkeit von Absolventinnen und Absolventen besteht in ihrer Fähigkeit, auf der Basis wissenschaftlicher Bildung eine qualifizierte Beschäftigung aufzunehmen, sich neue Beschäftigungsfelder zu erschließen und den eigenen Weiterbildungsbedarf zu erkennen.“ Eine akademische Bildung, die so die Beschäftigungsfähigkeit der Studierenden im Blick hat, muss sich – so heißt es an die Adresse der Unternehmen – auf „hochwertige und anspruchsvolle Praktika“ stützen.

Damit sollte nicht die Erwartung impliziert werden, dass die HRK für möglichst lange und häufige Praxisphasen votiert. Mehr und längere Praktika im Studium führen sicherlich nicht automatisch dazu, dass die Absolventinnen

und Absolventen besser auf den Arbeitsmarkt vorbereitet werden. Zu diesem Schluss kommt jedenfalls das Fachgutachten für das Projekt nexus/HRK, das heute im Anschluss an den Impuls des Kollegen Hediger im Zentrum der Aussprache stehen wird. Die daran beteiligten Bildungsforscher aus den Universitäten Potsdam und Oldenburg sehen entgegen der Forderung vieler Arbeitgeber den Schlüssel nicht in einer Ausdehnung von Praxisphasen, sondern in einer besseren Betreuung und Reflexion der Praktika im Studiengang, einer funktionierenden Theorie-Praxis-Verzahnung und der systematischen curricularen Einbindung der Praktika. Damit hapert es an vielen Hochschulen, insbesondere an Universitäten. Dadurch bleiben wertvolle Lernchancen ungenutzt.

Dabei kann eine systematische Integration der Praktika in den jeweiligen Studiengang sicherlich die Lernmotivation und damit auch den Studienerfolg erhöhen. Deshalb empfehlen die Gutachter eine Aufwertung von Praktika in allen Studienprogrammen und eine Anerkennung als Merkmal guter Lehre. Das HRK-Präsidium hat sich diese Einschätzungen und die darauf basierenden Empfehlungen des Gutachtens zuletzt in einer Stellungnahme des Präsidenten im März dieses Jahres umfänglich zu eigen gemacht.

Nach Auffassung der Hochschulrektorenkonferenz sind demgemäß die Formulierung und die Durchsetzung von Qualitätsstandards für Praktika unabdingbar. Allerdings kann dies sicherlich nur im Dialog aller beteiligten Akteure – Hochschulen und Studierende, Arbeitgeber und Gewerkschaften, letztendlich auch die Politik – wirklich gelingen, und wenn alle Akteure ihre unterschiedlichen Aufgaben angemessen erfüllen.

Für die Hochschulen ist der Zeitpunkt günstig: Wir befinden uns ja nunmehr schon seit geraumer Zeit in einem Paradigmenwechsel, was das Lehren und Lernen in unseren Hochschulen betrifft, welche Qualitätsstandards dort eingehalten werden müssen und wie Qualitätssicherung funktionieren kann. Wenn es jetzt um Praxisbezüge, Praxisphasen und Praktika im Studium geht, ist dies ja nur ein weiterer folgerichtiger Entwicklungsschritt in diesem Wandel der Lernkultur. Vom problem- und projektorientierten Lernen, vom forschenden Lernen oder vom Service Learning ist es kein weiter Weg zum Lernen im Praktikum.

Gerade dieser letztere Aspekt scheint mir aktuell von Bedeutung. Wir erleben seit einigen Jahren eine wachsende Bedeutung der sogenannten ‚Third Mission‘ an vielen unserer Hochschulen. Ein umfeldbezogenes hochschulisches Engagement wird immer mehr zum verpflichtenden Element eines Studiums, das die Anwendung von Wissenschaft, den Erwerb von Problemlösungskompetenz und Persönlichkeitsbildung an außerhochschulischen Lernorten erfordert und ermöglicht. Auch diese Form von Praktikum muss qualitätsgesichert angeboten werden. Wir sehen in der HRK allerdings durchaus auch Entwicklungstendenzen, die eher vermieden werden sollten. So konnten wir – nicht zuletzt auch aus den Bewerbungen zum diesjährigen Ars-legendi-Preis – den Eindruck gewinnen, dass der geforderte und akzeptierte Praxisbezug der Lehre häufig mit forschendem Lehren und Lernen gleichgesetzt wird und außerhochschulische Praktika so ein wenig nachrangig behandelt werden. Das wäre ein Missverständnis und schade, denn wissenschaftliche Praxis im Studium und Anwendung von Wissenschaft im Praktikum ergänzen sich und empfehlen sich gegenseitig.

Vermutlich hat diese Tendenz auch etwas mit dem erwähnten Rückgang der angebotenen Praktikumsplätze zu tun. Die HRK sieht die Unternehmen hier klar in der Pflicht, nicht nur aus Eigeninteresse, sondern auch aus gesellschaftlicher Verantwortung. Besorgt beobachten wir mit dem IDW die Tendenz zu einer Zerteilung des Angebots: Besonders die Zahl der längerfristigen Praktikumsplätze geht aus finanziellen Gründen zurück, ohne dass der Zusammenhang von Praktikumsdauer und jeweiligem Praktikumsziel hinreichend Beachtung findet.

Begründet wird dies unternehmensseitig auch mit der wachsenden Bedeutung dualer Studiengänge, für die sich das finanzielle Engagement innerhalb kurzer Zeit verdoppelt hat und die ja auch von Studienbewerberinnen und -bewerbern stark nachgefragt sind.

Nun konstatieren wir, dass es auf Hochschulseite unterschiedliche Einstellungen zum externen Praktikum und zum dualen Studium als Unterstützung bei der Berufsbefähigung unserer Studierenden gibt, und das wird mit Sicherheit auch so bleiben. Es wäre allerdings ungut, wenn das Engagement für dieses Ziel und die damit verbundene Stärkung des Praktikums und des dualen Studiums zum durchgängigen Differenzierungsmerkmal in der Hochschullandschaft würde. Eine ganz entscheidende Rolle wird dabei spielen, ob neben fachlicher Qualifikation und Berufsbefähigung die Möglichkeit der Persönlichkeitsentwicklung im Studium gesichert ist. Das ist, jenseits aller eher formal und strukturell definierten Qualitätsstandards, für viele Akteure in den Hochschulen ein ganz entscheidendes Qualitätskriterium für Studium insgesamt. Hier wird es darauf ankommen, in eine klärende Diskussion einzutreten, welchen Raum Bildung durch Wissenschaft im Studium einnehmen kann, und welcher Anteil an Bildung, verstanden als Persönlichkeitsentwicklung, sehr wohl auch in Praxisphasen verortet sein kann.

Die Erarbeitung von validen Qualitätsstandards für ein Praktikum, einschließlich der Festlegung auf solche Bildungsziele, ist also ein wichtiger Beitrag, um eine zwar unterschiedliche, aber nicht völlig auseinanderdriftende Hochschulwelt zu erhalten. Je qualitätsgeleiteter das Lehr- und Lernformat Praktikum wird, umso mehr Akzeptanz

bei allen Hochschulen wird es gewinnen und umso mehr wird es zum selbstverständlichen Bestandteil eines zur Berufswelt hinführenden wissenschaftlichen Qualifikationsprozesses werden.

Die heutige von HRK/nexus und der Goethe-Universität Frankfurt gemeinsam organisierte Tagung will auf Grundlage der Empfehlungen des schon angesprochenen Fachgutachtens und mit einem lokalen Schwerpunkt auf die guten Erfahrungen der Goethe-Universität den Dialog zwischen dem Lernort Hochschule und den Lernorten außerhalb der Hochschule fördern. Als Ergebnis sollen Erfolgsbedingungen für gute Praktika formuliert werden, die es den Hochschulabsolventinnen und -absolventen ermöglichen, reflektive und zukunftsfähige Handlungskompetenzen qualitätsgesichert zu erwerben, die sie für die Arbeitswelt von heute wie von morgen hervorragend qualifizieren können.

Aus meinen Anmerkungen ergeben sich drei Fragen, die für uns heute ein wenig im Vordergrund stehen:

1. Welche Kritik an Konzepten und an der aktuellen Realität von Praktika ist berechtigt und wie kann ihr abgeholfen werden?
2. Wie kann es zu einer Einigung zwischen Hochschulen und Arbeitgeberseite hinsichtlich von Qualitätsstandards kommen und wie können die Besonderheiten der Fächerkulturen dabei angemessen berücksichtigt werden?
3. Wie kann die Verzahnung zwischen theoretischen und praktischen Studienanteilen gelingen?

Diese Tagung heute könnte ein guter Schritt auf dem Weg zu gemeinsamen Qualitätsstandards für Praktika sein.

Danke für diese Initiative, danke für die Bereitschaft, sich auf dieses Thema einzulassen.

Ich wünsche uns allen einen interessanten Tag und eine folgenreiche Veranstaltung.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

## Impuls

### Wie viel Praxis verträgt das Studium?

Prof. Dr. Vinzenz Hediger, Goethe-Universität Frankfurt am Main

---

Im Folgenden möchte ich zwei auf Anhieb gänzlich unvereinbare Positionen vertreten. Die erste lautet, dass die Universität mit der Praxis gefälligst überhaupt nichts zu tun haben sollte. Die zweite lautet, dass kleine geisteswissenschaftliche Fächer, die nicht für den Schuldienst ausbilden, wie das meine – ich vertrete in Frankfurt die Filmwissenschaft – durchaus in der Pflicht stehen ihren Absolventinnen und Absolventen den Übertritt ins Berufsleben vor zu bahnen. Ich werde zudem behaupten, dass wir hier in Frankfurt dieses Problem gelöst haben, mit praxisorientierten Masterstudiengängen in den Bereichen Filmwissenschaft, Theaterwissenschaft und Kunstgeschichte. Diese Lösung, das „Frankfurter Modell“ anzupreisen, wird mein Hauptanliegen sein. Zunächst aber will ich die Gelegenheit nutzen, auch die erste Position zu vertreten: Eben die, dass es auch ein Zuviel der Praxis an der Universität geben kann.

Einsteigen möchte ich mit einem historischen Prolog. 1880 veröffentlichte der amerikanische Schriftsteller Samuel Longhorne Clemens, besser bekannt als Mark Twain, das Buch „A Tramp Abroad“, ein Bericht über eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Oberitalien. Seine erste Station ist Frankfurt, wo ihm auffällt, dass die Menschen auch in den Seitengassen noch gut und sauber gekleidet sind. Seine zweite Station ist Heidelberg, wo er die Universität besucht.

Zwei Phänomene interessieren Twain besonders: Vorlesungen, die auch dann stattfinden, wenn statt der üblichen zwei nur noch eine Person im Hörsaal sitzt, und Bummelstudenten, zu deren wichtigsten Aufgaben zählt den Haushund der Studentenverbindung spazieren zu führen. Laut Twain gibt es auch Vorlesungen, die von Hunderten von Studenten besucht werden, nämlich jene, „upon more practical and every-day matters of education“, also Vorlesungen mit, wie man heute sagen würde, Praxisbezug. Viel interessanter findet Twain aber die „lecture-courses upon specialities of an unusual nature“, bei denen die Professoren die Studenten einzeln begrüßen. Vollends fasziniert aber ist Twain von den Bummelstudenten.

In der Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften beschreibt Hegel die Auseinandersetzung mit der Philosophie als „Sonntag des Lebens“. Was für die Philosophie im Besonderen, gilt nach Twain für das Studium in Heidelberg im Allgemeinen. Nach neun Jahren härtester Arbeit im Gymnasium, so Twain, benutzen die Studenten die Universität vorab zur Verfeinerung ihrer breiten Allgemeinbildung. Den Tag des Abschlusses zögern sie dabei mit Berechnung hinaus. Das Studium, so Mark Twain, sei für den Studenten „a good rest against the day that must see him put on the chains once more and enter the slavery of official or professional life.“

Ob das deutsche Gymnasium auch heute noch eine Allgemeinbildung vermittelt, die so gut ist, dass das Studium nur noch der Verfeinerung von Spezialkenntnissen dient, ist vielleicht ein Thema für eine andere Veranstaltung. Außer Frage steht aber, dass es heute für Mimosenfächer kaum noch Geld und für Bummel keine Geduld mehr gibt.

Nun schreibe ich hier als Vertreter eines Fachs, das zwar nach der offiziellen Taxonomie des BMBF zu den „kleinen“ gehört, das aber so groß ist, wie man es werden lässt. Auf 70 BA-Studiengänge am Institut für Theater-

Film- und Medienwissenschaft der Goethe-Universität bewerben sich Hunderte, wenn nicht Tausende Studierende; in meinem letzten Jahr in Bochum, wo ich bis 2011 lehrte, hatten wir für 80 Studienplätze 8038 Bewerbungen.

Etwas mit Film und Medien wollen zwar nicht alle, aber doch schon ganz schön viele machen. Ich könnte mich also aus den Diskussionen um die Notwendigkeit von kleinen bis sehr kleinen Fächern eigentlich heraushalten. Außerdem gehöre ich noch zu jenen Menschen, die im alten Studiensystem groß geworden sind. Die Erfahrung der Horizontlosigkeit des Magisterstudiums ist mir nur zu vertraut. Für die Möglichkeit, einen Bachelorabschluss zu erwerben und uns danach noch zwei, drei weitere Jahre in einem Masterprogramm zu vertiefen, wären wir schon in den 1990er Jahren dankbar gewesen.

Die Universität, die Mark Twain beschreibt, mag ein Ding der Vergangenheit sein. Zugleich aber beschreibt er ein Kräftefeld, in dem sich Studierende auch heute noch bewegen.

Man kann ja durchaus, gegen alle Forderungen nach Praxisorientierung, die These vertreten, dass die Universität mit der Praxis gefälligst gar nichts zu tun haben sollte. Formuliert hat diese These unter anderem der konservative britische Philosoph Michael Oakeshott. In seinen Überlegungen zur Philosophie der Geschichte, publiziert in „On History“ im Jahr 1983, kritisiert Oakeshott den Begriff der historischen Erfahrung. Erfahrung, so Oakeshott, habe etwas mit Präsenz, mit Gegenwart zu tun. Geschichte aber könne nur seriös geschrieben werden, wenn der Historiker die Anliegen der Gegenwart ausklammere.

Der genuine Ort der Historiographie aber sei die Universität, die sich entsprechend von den Anliegen der Gegenwart auch entkoppeln müsse. Das ist nun eine radikale Position, gerade für jemanden, der an der London School of Economics politische Wissenschaften lehrte. Ganz so abseitig ist die Position aber nicht. Die Universität, zumal die moderne Forschungsuniversität, ist ein Ort der ergebnisoffenen Reflexion, die sich den Imperativen der Gesellschaft, die sie unterhält, in einer entschiedenen Weise entzieht. Sie ist eine Institution, die dazu dient Fragen zu entwickeln, zu stellen und zu beantworten, von denen man zum Zeitpunkt der Einrichtung dieser Institution nicht wissen konnte, ob überhaupt und wann sie sich in dieser Form stellen würden.

Die Freiheit der Forschung und Lehre ist ja zunächst einmal eine negative Freiheit, um es mit Isaiah Berlin zu sagen: Eine Freiheit von Zwängen, die vom Verhalten von anderen Menschen, oder von Institutionen, ausgehen. Die Freiheit der Forschung und Lehre ist die Freiheit, sich die Fragen, die man stellt, nicht von Außen vorgeben zu lassen, auch nicht, zum Beispiel, von der „Wirtschaft“.

Alle kennen die Rede von der „Wirtschaft“. Jeder weiß, dass sie existiert, wenn auch nicht genau wo, und jeder weiß, dass sie etwas will, wenn man nicht so genau was. Sicher ist nur, dass sie wohl etwas Anderes will als das, was wir gerade machen.

Ich habe nichts gegen die Wirtschaft. Ich wünsche ihr nur das Beste, vor allem viel Wachstum, und ich will auch gerne meinen Teil dazu beitragen. Doch erst wenn die Freiheit von Forschung und Lehre als Freiheit von gesichert ist, kann sie auch als Freiheit zu funktionieren, als Freiheit eben jene Fragen zu stellen, an die in dem Moment, in dem diese Freiheit institutionalisiert wurde, noch niemand gedacht hat. Die Schwierigkeit, die Universität zu denken, liegt mitunter darin zu akzeptieren, dass sie von der Gesellschaft, die sie sich leistet, in die Autonomie entlassen wurde – in die Freiheit von den Interessen anderer, und der Freiheit zu den Fragen, die so nirgendwo sonst gestellt werden können. Vor diesem Hintergrund kann die Forderung, dass die Universität sich auf die Praxis ausrichten möge, durchaus als Zumutung erscheinen – als Zumutung, die an den Kern der gesellschaftlichen Aufgabe der Universität rührt.

Man könnte es auch so sagen: Dass Oakeshott seine Steile These überhaupt formulieren konnte – und sie mit Autorität formulieren konnte und Gehör fand –, zeigt, dass die Universität jene Funktion schon erfüllt, die er ihr implizit zuschreibt. Dass er die These so zugespitzt formulieren zu müssen glaubte, zeigt allerdings an, dass diese Funktion nicht auf Dauer gesichert ist, und mitunter auch der Verteidigung bedarf.

Andererseits – und damit komme ich zur zweiten, der ersten auf Anhieb widersprechenden These – haben wir, die Professorinnen und Professoren, die in den Genuss dieser unfassbaren und in gewisser Weise ungeheuerlichen Freiheit kommen, auch eine pädagogische Verantwortung.

Das Beste an unserem Beruf ist ja, dass wir jedes Jahr eine neue Gruppe von intelligenten, neugierigen jungen Menschen kennen lernen. Auf den Sonntag des Lebens folgt aber unweigerlich der Montag, oder, um es mit Mark Twain zu sagen, die „slavery of official and professional life.“ Wir kommen unserer Pflicht nicht nach, wenn wir diese jungen Menschen nur durch den Sonntag begleiten und sie nicht auch auf den Montag des Lebens vorbereiten. Besonders schwierig ist diese Aufgabe dann, wenn man Fächer vertritt, die keine direkte Berufslaufbahn vorgeben – wie dies eben gerade in den kleineren geisteswissenschaftlichen Fächern der Fall ist. Die Schwierigkeit lässt sich vielleicht mit einer Analogie zur Medizin und zur Jurisprudenz erläutern.

Es ist ja keineswegs so, dass die medizinischen oder juristischen Fakultäten Ärzte oder Anwälte ausbilden. Das geschieht, nach dem jeweiligen Studienabschluss, in Spitälern, Gerichten und Kanzleien. In einem Fach wie der Filmwissenschaft gibt es auf den ersten Blick kein Äquivalent für Spitäler, Gerichte und Anwaltskanzleien. Auf den zweiten Blick aber gibt es sie durchaus: die Institutionen und Akteure der Filmkultur – Museen, Archive, Festivals – und der Kulturproduktion – Fernsehredaktionen, Filmproduktionen.

Es kommt nur darauf an, den Zugang zu diesen Institutionen zu organisieren.

Seit 2013 bieten wir hier in Frankfurt einen Studiengang mit dem Namen „Filmkultur: Archivierung, Programmierung, Präsentation“ auf. Die Zielsetzung des Studiengangs ist einfach: Er bildet wissenschaftliches Personal für Film- und Medienarchive und Institutionen der Filmkultur aus. Was bedeutet, dass wir Leute ausbilden, die in einem Filmarchiv eine Büchse mit einem alten Film aufmachen können, die seit Jahrzehnten nicht geöffnet wurde,

und die dann wissen, was mit dem Inhalt zu tun ist: Welche Schritte zur materiellen Sicherung und zur langfristigen Konservierung zu tun sind; und wo und auf welche Weise man die gesicherten Filme dann einem Publikum zugänglich machen kann – ob im Museum, auf DVDs, in Fernsehausstrahlungen oder an einem Festival. Einen solchen Studiengang hatte ich schon an meiner früheren Station in Bochum zu etablieren versucht, aber ohne Erfolg. Es fehlte am richtigen Partner. Die Archive, mit denen ich das Gespräch suchte, schauten auf ihren eigenen Personalbedarf und hielten den Arbeitsmarkt für inexistent.

Ganz anders die Einschätzung von Claudia Dillmann, der damaligen Direktorin des Deutschen Filminstituts hier in Frankfurt. Dillmann spielte über Jahre hinweg eine führende Rolle in der EU-Medienpolitik und hatte selbst schon versucht, einen entsprechenden Studiengang einzurichten – sie wusste um den Bedarf der europäischen Medienarchive und Medieninstitutionen nach wissenschaftlichem Personal. Dieser Bedarf leuchtete im Übrigen auch dem hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst ein, das den Studiengang mit Mitteln aus dem Innovationsfonds des Landes unterstützt und überdies die Einrichtung einer Juniorprofessur ermöglichte, die mittlerweile aus Mitteln der Johanna von Quandt-Stiftung weiter finanziert wird und seit 2015 mit Prof. Dr. Sonia Campanini besetzt ist, einer Spezialistin für die Restaurierung von Filmen.

Den Studiengang konzipierten Claudia Dillmann und ich gemeinsam kurz nach meinem Stellenantritt in Frankfurt, buchstäblich in einem Nachmittag. Der Studiengang ist folgendermaßen aufgebaut:

Das erforderliche Wissen eignen sich die Studierenden im ersten Jahr in vier Modulen zur Filmgeschichte, zur Archivpraxis, zu rechtlichen und ökonomischen Fragen und zur Institutionsgeschichte von Museum und Festival an.

Im dritten Semester dann absolvieren die Studierenden ein Praxismodul, das zwischen drei und sechs Monaten dauert und bei einer Partnerinstitution absolviert wird – beim Deutschen Filminstitut oder bei der Murnau-Stiftung in Wiesbaden, oder bei ZDF arte in Mainz, beim Arsenal Institut für Film- und Videokunst in Berlin, oder auch beim EYE Nederlands Film Institute in Amsterdam oder bei der Academy of Motion Pictures Arts and Sciences in Los Angeles.

Ziel des Praxismoduls ist die Durchführung eines Projekts, aus dem eine, wie wir es nennen: portfolio-fähige Dokumentation resultiert, also etwas, was als Ausweis der beruflichen Eignung in die Bewerbungsunterlagen Aufnahme finden kann.

Im vierten Semester schreiben die Studierenden schließlich eine Masterarbeit.

Der Studienerfolg ist bislang insofern eklatant, als das größte Problem darin besteht, die Studierenden für die Abschlussarbeit an die Uni zurück zu holen. Anschlussbeschäftigungen an den Partner-Institutionen sind schon fast die Regel. Man könnte also sagen, dass wir das Problem des Berufsübertritts zumindest für diesen Bereich der Filmkultur gelöst haben. Was für die Mediziner und Juristen Spitäler, Gerichte und Kanzleien sind, das sind für uns führende filmkulturelle Institutionen, mit dem Unterschied allerdings, dass das Referendariat oder die Assistenzarzt-Zeit schon Teil des Studiums ist.

Der Studiengang „Filmkultur“ ist allerdings nicht der einzige Studiengang in Frankfurt, der so vorgeht. Der Masterstudiengang „Curatorial Studies“, den die Goethe-Universität unter der Leitung von Dr. Stefanie Heraeus gemeinsam mit der Städelschule anbietet, bildet in enger Kooperation mit den Museen Frankfurts Kuratorinnen und Kuratoren aus. Und der Studiengang „Dramaturgie“ in der Theaterwissenschaft bildet in Zusammenarbeit mit den Bühnen der Stadt und der hessischen Theaterakademie Dramaturginnen und Dramaturgen aus.

Man kann in diesem Sinn von einem Frankfurter Modell sprechen, von Studiengängen, die alle das Problem des Berufseinstiegs von Absolventinnen und Absolventen kleiner geisteswissenschaftlicher Fächer angehen und dabei von der Qualität und Dichte außeruniversitärer Partner in der Stadt und in der Region profitieren.

Nun lässt sich einwenden, dass das für Frankfurt schön und gut ist, für andere Fächer und Standorte aber wenig taugt. Unser Studierendenzahlen sind zugegebenermaßen relativ klein – der Filmkultur-Master nimmt maximal 25 Studierende pro Jahr auf, der Dramaturgie-Master ein Dutzend. Und tatsächlich handelt es sich um ein, wie es im neuen Wissenschaftsdeutsch so schön heißt: Alleinstellungsmerkmal Frankfurts. In Deutschland kann dieses Modell bestenfalls an einer Handvoll von Standorten realisiert werden.

Gleichwohl hält dieses Frankfurter Modell aber, wie mir scheint durchaus Lektionen bereit, die sich verallgemeinern lassen. Namentlich scheint mir die folgende Überlegung wichtig:

Wenn wir uns schon der Praxis zuwenden wollen und den Universitäten mehr Aufgaben der Ausbildung zumuten wollen, und nicht mehr nur solche der Lehre und der Forschung, dann müssen wir uns zunächst darüber klar werden, was wir unter Praxis verstehen. Die Aufforderung, man möge sich doch zur Praxis hin orientieren, impliziert ja immer, dass die Universitäten reine, „abgehobene“ Theorie praktizieren. Was aber macht denn die „Praxis“ so stark, dass die Theorie gegen sie immer den Kürzeren ziehen muss? Könnte es nicht auch sein, dass die Kräfteverhältnisse viel ausgeglichener sind? Könnte es nicht auch sein, dass die Praxis erst in der Theorie wirklich zu sich selbst kommt? „Begriffe ohne Anschauungen sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind“, lautet bekanntlich ein Kernsatz der Kant'schen Erkenntnistheorie, den man bei dieser Gelegenheit auch erweitern kann. Wenn wir unsere Studierenden zu wissenschaftlichem Personal für Medienarchive ausbilden, dann bedeutet das zunächst, dass sie sich eine Basis aus Fachwissen erarbeiten. Es bedeutet zugleich, dass sie sich analytische, begriffliche und konzeptionelle Fähigkeiten erarbeiten müssen, ohne die sie in ihrem Arbeitsfeld nicht produktiv tätig sein können. Auch so einen handfesten Gegenstand wie eine historische Rolle Film muss man zuerst einmal auf Begriffe bringen können. Wenn man das aber tut, wenn man etwa Metadaten

produziert, seine Produktionsgeschichte aufarbeitet und den Film über dieses Wissen neu zugänglich macht, fügt man dem Gegenstand etwas hinzu und verändert den seinen Dingcharakter. Aus dem Aufeinandertreffen von theoretischem Vorwissen und praktischer Herausforderung geht ein neues kulturelles Objekt hervor.

Oder anders, etwas allgemeiner gesagt: der Ertrag von praxisorientierten Studiengängen sollen nicht nur Absolventinnen und Absolventen sein, die auf der Höhe der Praxis sind. Der Ertrag von solchen Studiengängen sollen vor allem auch Absolventinnen und Absolventen sein, welche die Praxis verändern und auf eine neue Höhe heben. Erst so, erst wenn der Sonntag des Lebens den Montagmorgen überlebt, erfüllt die Universität wieder, und weiterhin, ihre gesellschaftliche Funktion.

Das zumindest ist der – zugebenermaßen ambitioniert gefasste – Horizont, in den wir unseren Studiengang stellen wollen.

*Vinzenz Hediger ist Professor für Filmwissenschaft an der Goethe-Universität Frankfurt. Er ist Sprecher des DFG-Graduiertenkollegs 2279 „Konfigurationen des Films“, Principal Investigator am Exzellenzcluster „Die Herausbildung normativer Ordnungen“ und Ko-Sprecher des Forschungszentrums für historische Geisteswissenschaften ([www.fzhg.org](http://www.fzhg.org)). Kontakt: [hediger@tfm.uni-frankfurt.de](mailto:hediger@tfm.uni-frankfurt.de)*

## Dialog

### Praktika als Bausteine zu einer besseren Verknüpfung von Theorie und Praxis – die nexus/HRK-Empfehlungen im Praxistest

Prof. Dr. Wilfried Schubarth, Universität Potsdam

Prof. Dr. Christiane Jost, Hochschule RheinMain

Prof. Dr. Tim Engartner, Goethe-Universität Frankfurt am Main

Peter Zarnitz, Technische Universität München

---

## Wilfried Schubarth

### Abstract: Qualitätsstandards für Praktika

Die Mehrheit der Studierenden wünschen sich mehr Praxisbezüge sowie längere und gut betreute Praktika. Folglich sollten Praktika als wichtige, gleichberechtigte Lernorte anerkannt werden. Voraussetzung für qualitätsgesicherte Praktika ist deren hoher Stellenwert als integrierter Studienbestandteil. Bei der Einhalten von Qualitätsstandards sind alle Akteure gefordert: Studierende sollten Eigeninitiative bei der Gestaltung ihres Studiums, einschließlich der Wahl ihres Praktikums zeigen und ein eigenes (berufliches) Profil entwickeln. Unternehmen sind aufgefordert, ausreichend und bezahlte Praktikumsplätze anzubieten, in denen die Praktikanten herausfordernden Aufgaben nachgehen können und eine qualifizierte Betreuung gewährleistet ist. Hochschulleitungen sollten Praktika als Indikator für Studienqualität aufwerten. Jedes Fach sollte sich positionieren und eine eigene Strategie für Praktika im Studium entwickeln. Im Rahmen der Akkreditierung sollte die Qualitätskontrolle anhand klarer Kriterien erfolgen. Nicht zuletzt ist die (Hochschul-)Politik aufgefordert, adäquate Ressourcen zur Umsetzung der Qualitätsstandards von Praktika im Studium bereitzustellen. Eine Aufwertung von Praktika setzt dabei eine generelle Aufwertung von Lehre und Studium voraus.

## Christiane Jost

### Abstract

Praxisanteile in ihren vielfältigen Ausprägungen sollten in allen Studiengängen selbstverständliche Bestandteile des Curriculums sein. Das Praktikum ist eine der vielen Möglichkeiten dies umzusetzen. Dabei stehen die Praxisanteile nicht im Mittelpunkt des Studiums. Ein Studium als akademischer Bildungsgang vermittelt akademische Professionalität in einem fachspezifischen Kontext und zudem auch arbeitsmarktrelevante Kompetenzen.

Insofern kommt den Praxisanteilen vor allem eine didaktische Rolle zu. Sie können motivieren, die Reflexion auch der theoretischen Inhalte anregen, Studierende aktivieren und Transferkompetenzen fördern. Zudem haben sie auch die Funktion, Orientierung für ein späteres Berufsleben zu geben und insbesondere Praktika können die Einmündung in das Berufsleben durch das gegenseitige Kennenlernen von Unternehmen und Studierenden erleichtern. Aufgrund der vielfältigen Wirkung, sind die Fächer aufgefordert, bei der Studiengangsentwicklung auch mit zu bedenken, welche Praxiselemente mit welchem primären Ziel an welcher Stelle im Curriculum verankert werden. Leitend muss dabei natürlich das Qualifikationsziel des Studiengangs sein.

Auch die Wahl und Ausgestaltung der Praxisanteile, insbesondere der Praktika, hängt damit von den Qualifikationszielen des Studiengangs ab. Gerade bei Praktika sollten die Anforderungen daher für alle Partner transparent und in den wesentlichen Eckpunkten vertraglich geregelt werden. Musterverträge für Pflichtpraktika bieten sich an. Die Hochschule muss Maßnahmen ergreifen, um die Qualität der Ausbildung an einem anderen Lernort, dem Unternehmen, sicher zu stellen. Die Möglichkeiten hierzu sind vielfältig, erfordern aber stets einen nennenswerten Ressourceneinsatz sowohl auf Seite der Hochschule als auch auf Seite der Unternehmen. Bei der Suche nach

einem Praktikumsplatz sollte die Hochschule unterstützen. Es empfiehlt es sich jedoch, dass die Studierenden selbst dafür verantwortlich sind, sich ihren Praktikumsplatz zu suchen. Dies ist in sich bereits ein wesentlicher Lernschritt.

## Tim Engartner

### Abstract

Meine Standortbestimmung für die Podiumsdiskussion lautet wie folgt:

- Angesichts des immer frühzeitigeren Einstiegs in Studium und Beruf ist die Studien- und Berufsorientierung auch für Universitäten zu einer bedeutsamen Aufgabe geworden. Der Wegfall der Wehrpflicht, die Verkürzung der Schulzeit durch G8 sowie die neuen Möglichkeiten der Hochschulzugangsberechtigung verpflichten uns auch an den Universitäten, berufliche Ambitionen von Studierenden in den Blick zu nehmen.
- Im Gegensatz zu Studiengängen mit einem „klarem“ Berufsziel ist für Studierende der Gesellschafts-, Geistes- und Sozialwissenschaften das Berufsziel nicht eindeutig definiert. Die Furcht vor mangelnden beruflichen Perspektiven ist eine der wichtigsten Ursachen für Studienabbruch und Studienfachwechsel. Somit stehen Studierende unter erhöhtem Spezialisierungsdruck, zu dem Praktika einen wichtigen Beitrag leisten, wenn sie entsprechenden Qualitätsstandards genügen.
- Dem unstillbaren Verlangen der Studierenden nach Praxisbezug muss Einhalt geboten werden, denn Universitäten sind unverändert einem zentralen wissenschaftlichen Anspruch verpflichtet: der interessensfreien Generierung und Dissemination von Wissen.
- Obschon der Ruf nach mehr beruflicher Orientierung in Schulen und Hochschulen immer lauter wird, müssen wir mit Blick auf das Obsoleszenztempo von Wissen ein ehernes Gesetz beherzigen: Die Geschwindigkeit, mit der Bildungsinhalte veralten, korreliert positiv mit ihrer Praxisnähe und negativ mit ihrem Abstraktionsniveau. D. h. je enger Gelerntes an die Praxis angebunden ist, desto schneller veraltet es. Abstraktes und womöglich gar zeitloses Wissen hat folglich einen Wert an sich.
- Entscheidende Fragen zur Ausgestaltung von Praktika lauten: Welche Möglichkeiten zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung bieten sich im Rahmen des Praktikums? Wie können diese von beiden Seiten, d.h. von der Praktikumsstelle und von der Universität, sinnvoll begleitet werden? Welche Besonderheiten und rechtlichen Fragestellungen sind ggf. zu beachten? Sollen Praktikumsleistungen benotet werden? Ist ein Portfolio ein Strukturierungstool, Beschäftigungstherapie oder Inszenierungsinstrument der Selbstvermarktung?

## Peter Zarnitz

### Abstract

Praktika geben, gemäß der HRK-Praxisempfehlung, einen Einblick in die Berufswirklichkeit. Diese beschränkt sich aber aus meiner Sicht nicht nur auf den außerhochschulischen Lernort, denn angestrebte Berufsziele von Studierenden liegen oft auch in der Wissenschaft. Daher sollte ein gutes Praktikum die Umgebung nicht auf Bereiche außerhalb der Hochschule beschränken.

Über die Definition hinaus soll ein Praktikum mehr als nur die Einübung konkreter berufsrelevanter Tätigkeiten vermitteln. Zusätzlich muss es der Wissensverknüpfung, dem Umgang mit hoher Komplexität, der Förderung des eigenständigen Arbeitens an einem wissenschaftlichen Problem sowie der Anwendung von Fachkommunikation dienen. Das Praktikum ist für uns Studierende deshalb so wertvoll, weil es über die Praxiselemente einer Lehrveranstaltung hinausgeht, die häufig eine künstliche Umgebung benötigen. Im Praktikum gibt es reale Probleme, die nicht immer nach Lehrbuch zu behandeln sind. Unser Erfolg in der akademischen Arbeitswelt sollte nicht von der Anwendung bestimmter Schemata abhängen, sondern von dem Umgang mit einem sich ständig ändernden Umfeld. Ein erster solcher Umgebungswechsel im Studium bringt viele Erfahrungen mit sich, die reguläre Lehrelemente nicht leisten können. Ein Praktikum verfehlt jedoch seine Wirkung, sobald es den Studienablauf beeinträchtigt, mangelhaft betreut oder nicht hinreichend reflektiert ist. Daher muss die Hochschule bei der Festlegung von studienrelevanten Praktikumsselementen einen besonderen Blick auf die studentische Realität werfen und nicht nur auf die rechtlichen Rahmenbedingungen.



## Fachforen

### Forum A

#### PRAXISBEZÜGE IN DEN DUALEN STUDIENGÄNGEN

Impuls: Daniel Köfer, Hessisches Ministerium für Wissenschaft und Kunst

Stud. Kommentar: Maximilian Heck, StuV, Duale Hochschule BadenPraktika

---

Daniel Köfer

#### Abstract

Das duale Studium bietet den Studierenden durch die enge Verzahnung von Berufsausbildung oder intensiven Praxisphasen mit dem Studium eine hervorragende Vernetzung von Theorie und Praxis. Praxisphasen sind dabei ein elementarer Bestandteil des dualen Studiums, um den Transfer des Wissens aus der Theorie in die Praxis zu fördern. Zugleich erhalten die Bildungsanbieter durch die studentische Rückkopplung zu den in der Praxis gemachten Erfahrungen wertvollen Input zur Weiterentwicklung der Lehre. Die theoretischen Lerninhalte werden direkt in der betrieblichen Praxis angewendet, die praktischen Lerninhalte werden wissenschaftlich reflektiert. So ergibt sich für alle Beteiligten am dualen Studium ein Mehrwert. Daher kommt der Qualität der (curricularen) Ausgestaltung der Praxisphasen im Zusammenspiel zwischen Bildungsanbietern und Praxispartnern eine hohe Bedeutung zu; sie ist wesentlich für die Qualität eines dualen Studienangebots - für deren Sicherung der jeweilige Bildungsanbieter letztverantwortlich ist. Unter anderem deshalb hat das Land Hessen die Dachmarke "Duales Studium Hessen" etabliert und fördert unter dieser Marke die qualitätsgesicherte Vernetzung aller Bildungsanbieter. Grundlage ist ein Kriterienkatalog, den eine AG aus Vertreterinnen und Vertretern von Hochschulen, Berufsakademien, Wirtschaftsverbänden sowie des Wirtschafts- und Wissenschaftsministeriums 2010 formuliert hat. Darin wurden erstmals klare Anforderungen als Mindeststandards festgeschrieben, u.a. eine vertragliche Regelung zwischen den Kooperationspartnern zu den wesentlichen Inhalten der Praxisphasen, eine Abstimmung der Themen und Betreuung in den Praxisphasen/Projekten, die Vergabe von mind. 10 % der ECTS-Punkte aus den Praxisphasen sowie eine Höhe des Praxisanteils am Studium zwischen 30 – 50%.

### Forum B

#### IRRITATIONEN – REFLEXION – ARTIKULATION

#### PRAXISBEZÜGE IN DEN GEISTESWISSENSCHAFTEN

Impuls: Dr. Stefanie Heraeus, Goethe-Universität Frankfurt am Main

Stud. Kommentar: Christina Engelmann, Goethe-Universität Frankfurt am Main

---

Stefanie Heraeus

#### Abstract

Für Studierende der Geisteswissenschaften sind Praxisbezüge besonders wichtig, schärfen sie doch den Gegenstands- und Gegenwartsbezug der akademisch vermittelten Inhalte. Im Bereich des Kuratierens mit dem Forschungsfeld Ausstellung, Museum, Sammlung ist die intensive Zusammenarbeit zwischen Forschenden, Lehrenden und ausstellenden Institutionen geradezu notwendige Voraussetzung: Hier sind fachliches und theoretisches Wissen der Kunst- und Kulturwissenschaften, der Ästhetik und Medientheorie ebenso relevant wie praktische Erfahrungen und der Umgang mit künstlerischen Arbeiten. Nicht zuletzt kuratorische Projekte und künstlerische Experimente mit Museumssammlungen haben dazu beigetragen, den wissenschaftlichen Blick für historische Sammlungspraktiken und Ausstellungspräsentationen zu sensibilisieren.

Mit dem Masterstudiengang *Curatorial Studies*, der von Goethe-Universität und Staatlicher Hochschule für Bildende Künste – Städelschule in Kooperation mit fünf Frankfurter Museen durchgeführt wird, ist es gelungen, akademische Lehre mit Museums- und Ausstellungsarbeit zu verbinden und curricular zu verankern. Dies ermöglicht die tägliche Verwebung unterschiedlicher Diskussionskulturen. Im anglophonen Sprachraum ist die methodische Diskussion um die Arbeit des Kuratierens seit den 1990er Jahren als Studienangebot institutionalisiert worden, kaum aber im deutschen. Die in Frankfurt realisierte Verschränkung von Universität, Kunsthochschule und Museen ist international singular. Sie spiegelt sich auch in den eigens für den Studiengang eingerichteten Lehrformaten wider. Das Impulsreferat diskutiert, die besonderen Möglichkeiten und Herausforderungen eines solchen Modells.

## Forum C

### PRAXISBEZÜGE IM SERVICE LEARNING IN DEN SOZIAL- UND WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFTEN

Impuls: Prof. Dr. Holger Horz, Goethe-Universität Frankfurt am Main, & Dr. Detlev Buchholz, Universität Kassel / UniKasselTransfer

Stud. Kommentar: Jacob Loring, Verband deutscher Studierendeninitiativen (VDSI e.V).

## Holger Horz & Detlev Buchholz

### Ablauf Forum B

Phase	Zeit	Ziel	Zielgruppe/Sozialform	Methode	Kommentar
Impulse & Kommentar	14:00	Einleitende Inputs (gemeinsame Basis schaffen)	Plenum	Kurzvorträge von Holger Horz und Detlev Buchholz; Kommentar von J. Loring	
Workshop	14:30	Erarbeitung von Ideen	Erfahrene (Gruppe 1a, 1b) vs. weniger Erfahrene (Gruppe 2a, 2b)	World Café (Strukturierung durch zielgruppenspezifische Fragen)  Eine Gruppe mit einem Moderator (Pape, Loring, Buchholz, Horz)	Leitfragen für beide Gruppen präzisieren  Fokus auf: <ul style="list-style-type: none"><li>▪ Hochschulstrategien</li><li>▪ curriculare Gegebenheiten &amp; Notwendigkeiten</li><li>▪ Finanzierung</li><li>▪ Akzeptanz</li><li>▪ ...</li></ul>
Output	15:00	Ergebnissicherung (1)	Gruppe 1a, b und 2a, b im Austausch miteinander	Markt der Möglichkeiten (Experten aus den einzelnen Gruppen stellen den Teilnehmenden der jeweils anderen Gruppe ihr Ergebnisse vor)	
Synthese + Abschluss	15:40	Ergebnissicherung (2)	Plenum		Themen: <ul style="list-style-type: none"><li>▪ gesetzlichen Grundlagen für die dauerhafte und großflächigere Implementierung</li><li>▪ Service Learning-Veranstaltungen als moderne Form des Praktikums</li><li>▪ Weitere?</li></ul>

### Abstract

Ziel des Forums ist es, Ideen für die dauerhafte Implementierung von Service Learning (SL-)Veranstaltungen in die Hochschulausbildung zu generieren. Es werden unterschiedliche Ausgangsniveaus hinsichtlich der Vorerfahrungen mit SL der Teilnehmenden in dem Forum adressiert. Insgesamt wird gemeinsam analysiert, inwiefern SL als zusätzliches Ausbildungsformat oder gar Ersatz für bisherige, meist wenig strukturierte Praktika im Studienverlauf dienen kann. Methodisch wird das Forum als Workshop gestaltet, der durch einführende Impulsvorträge und eine Abschlussphase im Plenum gerahmt ist. Eingeleitet wird das Forum durch zwei kurze Impulsvorträge von Holger Horz und Detlev Buchholz. Im Anschluss folgt durch Jacob Loring ein Kommentar, der die studentische Perspektive zu SL einbringt. Danach beginnt die Workshop-Phase, in der die Teilnehmenden gemäß ihrer Vorerfahrung mit Service Learning in zwei mal zwei Adressatengruppen eingeteilt werden (erfahrene und weniger erfahrene Teilnehmende). Mithilfe der Methode des World Café sollen die Teilnehmenden zwei bis drei zielgruppenspezifische Leitfragen bearbeiten, die die dauerhafte Implementierung von Service Learning-Veranstaltungen betreffen. Die Leitfragen fokussieren bspw. Hochschulstrategien, curriculare Gegebenheiten und Notwendigkeiten, bisherige Praktika-Strukturen, Potenziale für die Forschung, sowie persönlichkeitsrelevante Aspekte des SL. Nach der Erarbeitungs-Phase werden die Ideen präsentiert. Dazu ist ein Markt der Möglichkeiten geplant, in dessen Rahmen die Expertinnen und Experten den Teilnehmenden der jeweils anderen Gruppe ihre Ergebnisse vorstellen und diese diskutieren. Abschließend sollen die Ergebnisse als Synthese im Plenum gesichert werden. Hier soll u.a. diskutiert werden, welche Grundlagen für die dauerhafte und großflächigere Implementierung von Service Learning-Veranstaltungen je nach Entwicklungsstand nötig sind und ob bzw. wie Service Learning-Veranstaltungen als moderne Form des Praktikums umgesetzt werden können.

Jacob Loring

### Abstract

Im Rahmen von bürgerschaftlichen Engagement erhalten Studierende spielerisch die Möglichkeit theoretisches Wissen praktisch anzuwenden. Deshalb ist es gut und richtig, dass es Angebote, wie „Service Learning“ gibt, die bürgerschaftliches Engagement in den Lehrplan aufnehmen. Doch Engagement lässt sich nicht erzwingen. Einem großen Teil (ca. 30%) der Studierenden ist gesellschaftliches Engagement persönlich fremd. Diese Gruppe werden durch Angebote, wie Service-Learning, nicht erreicht. Mit gängigen Anreizsystemen (Credits / Vergütung) versuchen Hochschulen dennoch Studierende für „Service-Learning“ zu begeistern. Dabei verfehlen sie aber oft die eigentlichen Bedürfnisse engagierter Studierender, die für Angebote, wie „Service-Learning“, potentiell erreichbar wären. Die Folge sind nicht selten leere Kurse, demotivierte Studierende und geringe Lerneffekte. „Informelles Lernen“ im Rahmen von bürgerschaftlichem Engagement ließe sich viel effizienter fördern, wenn das bereits bestehende Engagement von Studierenden von den Hochschulen besser eingebunden würde. Neben der curricularen Einbindung braucht es auch eine institutionelle Förderung von „freiem“ Engagement im Umfeld der Hochschule.

## Forum D

### AUSSERHOCHSCHULISCHE FORSCHUNGSPRAKTIKA – LEBENSBEGLEITENDE WEITERBILDUNG.

### PRAXISBEZÜGE IN DEN NATUR- UND LEBENSWISSENSCHAFTEN

Impuls 1: Prof. Dr. Clemens Glaubitz, Goethe-Universität Frankfurt am Main

Impuls 2: Dr. Mike Hardman MD FFPM, AstraZeneca

Stud. Kommentar: Christian Gusenda, FS Chemie, Goethe-Universität Frankfurt am Main

---

Clemens Glaubitz

### Abstract

Die Rolle von Praxisbezügen und Praktika wird anhand der drei Studiengänge meines Fachbereiches – Biochemie, Chemie und Pharmazie - diskutiert werden. In allen drei Fächern ist die praktische Ausbildung im Sinne experimentellen Arbeitens von wesentlicher Bedeutung. Jedoch verlangt die Orientierung auf den Beruf und die sich daraus ergebenden Notwendigkeiten eine differenzierte Betrachtungsweise: Ausbildungsziel der Fächer Biochemie und Chemie sind Absolventen für den Forschungsarbeitsmarkt. Das damit verbundene Berufsbild unterliegt einem ständigen Wandel, was die Ausbildung zu Generalisten nötig macht. In Folge dessen spielen mehrwöchige Forschungspraktika in (Universitäten, externe Institute, Forschungsabteilungen der Industrie) sowie vor allem praktische Abschlussarbeiten eine zentrale Rolle. Im Fach Pharmazie hingegen ist das Berufsbild wesentlich konkreter ausgeprägt (Apotheker) und nicht ausschließlich auf die Forschung ausgerichtet. Daraus ergeben sich unmittelbare Praxisbezüge im Rahmen der Famulatur und des praktischen Jahres. Generell ist festzustellen, dass der oft beschworene Kontrast zwischen „Theorie“ (universitäre Ausbildung) und „Praxis“ (Berufsrealität), den es für eine vermeintliche Arbeitsmarktbefähigung der Absolventen zu überwinden gelte, so nicht existiert. Vielmehr muss es das Ziel der universitären Ausbildung sein, dass die Absolventen sich in eine Vielzahl von Fragestellungen einarbeiten können. Zusätzlich ist es sicherlich von Vorteil bereits während des Studiums den Alltag in einer Firma bspw. im Rahmen eines Jobs als Werkstudent kennenzulernen. Allerdings muss auch möglich sein diese Erfahrungen direkt als Berufseinsteiger sammeln zu können, denn das Primat der universitären Ausbildung ist es, die unmittelbare fachliche Kompetenz der Absolventen sicherzustellen.

Mike Hardman

### Abstract

„Keine kompetente Forschung ohne kompetente Forscher“ ist das LifeTrain-Mantra. Doch die Kompetenzlandschaft verändert sich kontinuierlich (z.B. durch sogenannte „disruptive“ Technologien). Die Frage ist: Wie können die Forscher die entsprechenden Kompetenzen zunächst entwickeln und danach erhalten und pflegen, um in ihrer Karriere erfolgreich zu sein? Die IMI Public-Private-Partnerschaft Projekte EMTRAIN und imi-train haben versucht, dieses Problem zu lösen. Alle Forscher müssen ihre fachliche Kompetenz durch kontinuierliche professionelle Weiterentwicklung aufrechterhalten.

Um das zu realisieren, brauchen die Forscher die Unterstützung von einer Reihe von Stakeholdern (Arbeitgebern, Universitäten, fachlichen sowie forschungs- und innovations-orientierten Institutionen), die spezifische Kompetenz und Kompetenzen als eine neue Währung anerkennen (ähnlich wie ECTS) und bereit sind, eine neue Infrastruktur zu entwickeln und zu implementieren. Diese Infrastruktur besteht aus Kompetenzprofilen für bestimmte Jobs und Positionen, Kompetenzbewertungen nach Weiterbildungsmaßnahmen und Kompetenzportfolios, die von einzelnen Fachkräften dokumentiert und laufend aktualisiert werden.

Der aktuelle Stand der LifeTrain-Aktivitäten wird im Vortrag beschrieben, und es werden zukünftige Schritte diskutiert, einschließlich der EMBL-Tagung für ‚Lifelong Learning in the Biomedical Sciences‘ im Dezember.

## Christian Gusenda

### Abstract

Naturwissenschaftler erhalten in ihrem Studium eine intensive praktische Ausbildung. Die praktische Ausbildung sollte im Wesentlichen zwei Aspekte umfassen: die curricularen hochschulischen Praktika und die außercurricularen außerhochschulischen Praktika in Instituten, Unternehmen und Organisationen im In- und Ausland. Im Bachelorstudium sind ausschließlich die hochschulischen Praktika entscheidend. Diese führen zu einem sehr zeitintensiven Studium, das kaum Raum für außercurriculare Aktivitäten zulässt. Statt einer fachübergreifenden vollwertigen Bildung erhalten die Studierenden eine gute, aber sehr fachspezifische Ausbildung. Dies wirft die Frage auf, welchen Mehrwert wir durch die neuen Studiengänge erhalten. Der Regelstudienzeitwahn muss beendet werden, damit das Studium mehr Freiräume und Flexibilität erhält und Studienabgänger individuelle Fähigkeiten und Wissen in unterschiedliche Bereiche einbringen und im Kontext neuer Aufgaben anpassen können.

## Forum E

### GESELLSCHAFTLICHES ENGAGEMENT UND VERANTWORTUNGS ETHIK IN DEN INGENIEURWISSENSCHAFTEN

Impuls 1: Prof. Dr. René Matzdorf, Universität Kassel

Impuls 2: Prof. Dr. Ralph Dreher, Universität Siegen

Stud. Kommentar: Peter Zarnitz, Technische Universität München

---

## René Matzdorf

### Abstract

In letzter Zeit wird zunehmend betont, dass ein Studium auch zum gesellschaftlichen Engagement befähigen und zur Persönlichkeitsbildung beitragen soll. In Akkreditierungsverfahren wird seit kurzem sogar regelmäßig eine Auflage erteilt, wenn diese Ziele nicht als Studienziele benannt sind oder nicht erkennbar wird, wie diese durch das Curriculum gefördert werden. Während in vielen Fächern *Service Learning* eine gute Möglichkeit bietet, gesellschaftliches Engagement in Studiengänge zu integrieren, stellt sich im MINT-Bereich die Frage, wie mit diesen Studienzielen umgegangen werden sollte. In vielen Diskussionen wurde deutlich, dass die Übernahme von Verantwortung für Gesellschaft und Umwelt im MINT-Bereich eine mindestens so große Rolle spielen sollte, wie das gesellschaftliche Engagement. Zur Persönlichkeitsentwicklung von Studierenden gehört somit neben der Heranbildung von Schlüsselkompetenzen (Kommunikationsfähigkeit, Teamfähigkeit, etc.) insbesondere auch die Erzeugung von Haltungen in Bezug auf verantwortungsvolles Handeln in der Wissenschaft (Wissenschaftsethik), im Beruf (Berufsethos) und gegenüber der Gesellschaft (Verantwortungsethik) und in Bezug auf eine Bereitschaft zum eigenen Engagement für die Gesellschaft. Im Forum E soll die Frage aufgeworfen werden, wie diese Ziele für alle Studierenden eines MINT-Studiengangs erreicht werden können, welche Lehrformen und Lerngelegenheiten dafür geeignet sind, und welche Verbindlichkeit diese Ziele im Studium haben sollten.

## Ralph Dreher

### Abstract

*Ingenieurarbeit als Gestaltungsarbeit –*

*Zur Idee eines „Leonardischen Eides“ in der ingenieurwissenschaftlichen Lehre*

Die Lehre in den Ingenieurwissenschaften wird in Zentraleuropa als hochwertig anerkannt und erfährt zudem Verstärkung dadurch, dass z.B. die UNESCO in ihrem vorigem Dekadenprogramm die Förderung der Ingenieurausbildung als primär ansieht, da bekannte Konflikursachen wie die Bereitstellung von Lebensbedingungen einerseits oder aber eben die Schaffung von Möglichkeiten der gegenseitigen Ausbeutung bzw. des Ressourcenkampfes und Vernichtung letztlich durch ingenieurhafte Entscheidungen determiniert sind.

Ingenieurinnen und Ingenieure mit ihrer Arbeit können also Kernprobleme unserer Gesellschaft ebenso lösen wie befeuern.

Auf der Grundlage dieser Erkenntnisse ergeben sich folgende Überlegungen für die Ingenieurausbildung:

- 1) Ingenieurwissenschaft versteht sich als ein Streben danach, Erkenntnisse aus Naturwissenschaft und Technologie in Produkte und Dienstleistungen, zu transformieren. Darin sah und sieht man in diesen Ländern, vor allem aber in den Industrieländern der ersten Welt, ein erhebliches volkswirtschaftliches Potenzial. Diese Wesentlichkeit von Ingenieurarbeit wiederum erzeugt für die Ingenieurausbildung die Notwendigkeit einer Schutzfunktion gegenüber scheinbarer „Verweichlichung“ oder der Abschwächung

des „Elementaren“. Ingenieurausbildung in diesem Sinne wird deshalb sehr konservativ und geradezu "vermächtnisorientiert" fokussiert die ingenieurwissenschaftliche Lehre auf die gelungene Transformation von Technologie in Technik betrieben.

- 2) Gleichzeitig wird dabei deutlich, dass gerade in diesem Transformationsakt während der Schaffung neuer Dienstleistungen und Produkte eine erhebliche Gestaltungsverantwortung liegt, die weniger meint, wie das Produkt aussieht und welche Funktionalitäten wie implementiert und abgerufen werden können, sondern welche Auswirkungen der Einsatz auf die Gestaltung des Miteinanders, also der Gesellschaft hat. Als ein sehr fassbares Beispiel hierfür kann die Email gelten, denn sie hat als Kommunikationsmöglichkeit gedacht die Vorstellungen von Arbeitsplatz, Arbeitsform und Arbeitszeit völlig verändert, indem sie alle drei Determinanten grundlegend neu definiert.

Ingenieurarbeit ist also eine unser Leben wesentlich bestimmende Gestaltungsarbeit, woraus sich die Frage ergibt, was das wirklich „Elementare“ ist, was es in den Ingenieurwissenschaften zu lehren gilt. Sehr naheliegend ist dabei die Notwendigkeit einer fundamentalen Auseinandersetzung mit der Verantwortung, die der „Technischschaffende“ mit seinem generischen Akt übernimmt. Hier drängt sich geradezu der Vergleich zum Arztberuf auf, der über den Hippokratischen Eid seine Therapie erst selbstreflexiv und ggf. fremdreflexiv (!) legitimiert, bevor er zum Heilen schreitet. Ebenso muss der Ingenieurausbildung über eine entsprechende Verpflichtung auferlegt werden, zu lehren, dass *wahrhaftiges* ingenieurhaftes Handeln sich vor dem Gestaltungsakt darüber Klarheit verschaffen muss, wieso welches Ziel warum mit welchem Folgen verfolgt wird.

## ABSCHLUSSPODIUM

### „WIE VIEL PRAXIS BRAUCHT UND WIE VIEL PRAXIS VERTRÄGT DAS WISSENSCHAFTLICHE STUDIUM?“

Dr. Anna Eichhorn, humatrix AG, Pfundstadt

Christina Engemann, Goethe-Universität Frankfurt am Main

Prof. Dr. René Matzdorf, Universität Kassel

Prof. Dr. Klaus Meier, Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt

---

Anna Eichhorn

#### Statement

1. Naturwissenschaftliches Denken und Handeln lässt sich Studierenden ausschließlich durch auf theoretischer Fundierung aufbauender praktischer Erfahrung (also in der Praxis) vermitteln.
2. Von der Hochschule angebotene Praktika vermitteln (in der Regel) Grundfertigkeiten – bereiten jedoch nicht immer ausreichend auf den späteren Berufsalltag vor.

René Matzdorf

#### Abstract

Der Bezug zwischen Theorie und Praxis spielt in den verschiedenen Studiengängen eine sehr unterschiedliche Rolle. Studiengänge, die auf ein sehr konkretes Berufsfeld vorbereiten, haben eine gut definierte berufliche Praxis, auf die das Studium vorbereiten kann. Andere Studiengänge bereiten auf ein breites Feld beruflicher Betätigungsfelder vor, so dass allenfalls exemplarisch eine mögliche Berufstätigkeit erprobt werden kann. Zusätzlich spielt die Zieldimension Wissenschaft oder Praxis eine wesentliche Rolle. Studierende, die primär auf eine Tätigkeit in der Forschung vorbereitet werden – wie z.B. in den Naturwissenschaften – finden ihre Praxiserprobung in der Forschung, die in erheblichem Umfang auch an den Universitäten selbst stattfindet, so dass Forschungsphasen im Studium als Praxiskontakt gesehen werden können.

Betrachten wir Studiengänge mit konkretem Praxisbezug – wie beispielsweise Lehramtsstudiengänge – dann haben Praxisphasen mehrere Funktionen, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten im Studium relevant sind. Im frühen Studium spielt Orientierung eine wesentliche Rolle, bei der Studierende die beruflichen Anforderungen erkunden. Im späteren Studium wird das Erproben von erlernten Methoden in der realen Praxis zunehmend wichtig. Zu konkreten Berufsfeldern gibt es oft auch wissenschaftliche Erkenntnisse über das berufliche Handeln. Hier kann der Bezug zwischen Theorie und Praxis so verstanden werden, dass wissenschaftlich begründete Empfehlungen für das berufliche Handeln am konkreten Praxisbeispiel reflektiert werden.

Immer wenn Praxisphasen in das Studium integriert sind, ist eine gute Betreuung bedeutsam für die Wirkung des Praxiskontaktes, damit die exemplarisch gewonnenen Erfahrungen in die Systematik des Studiums integriert werden können. Es ist zu vermeiden, dass Praxiserfahrung als praktisches Erfahrungslernen unabhängig vom wissenschaftlichen Studium eine Parallelwelt öffnet, die als vermeintlich direkterer Berufszugang betrachtet wird.

Klaus Meier

### Abstract

Praxisbezüge im Studium hängen eng mit der Tradition und den Herausforderungen der jeweiligen wissenschaftlichen Fachkultur und den dazugehörigen Berufsfeldern zusammen. Die Journalistik versteht sich als Teil der sozialwissenschaftlich geprägten Kommunikationswissenschaft – und zwar als der Teil, in dem schon immer ein Praxis- und Berufsbezug zum Journalismus im Studium vorkommt. Allerdings gab und gibt es zwei große fachlich-didaktische Herausforderungen: (1) Die Integration von Theorie und Praxis, also von Wissenschaft und Forschung einerseits sowie berufspraktischer Bezug, praktischer Übung und Praktika andererseits kann nicht strukturell dauerhaft gelöst werden; daran muss immer wieder kreativ auf allen Ebenen gearbeitet werden. (2) Journalismus und Medien wandeln sich unter dem Einfluss der Digitalisierung rasant – und damit die Kompetenzanforderungen an Nachwuchsjournalisten. Aus beiden Herausforderungen ergeben sich u.a. folgende Konsequenzen, die auch auf andere Disziplinen übertragbar sind. Simulation gängiger Praxis alleine erfüllt nicht mehr den Anspruch von Hochschullehre; man muss sich von Traditionen forschungsbasiert lösen: Innovationsfähigkeit und der Wille zum Experimentieren sind zu einem wesentlichen Aspekt journalistischer Kompetenz geworden. Gerade im Praxisbezug müssen Studierende durch forschendes Lernen und Entwickeln angeleitet und gecoacht werden und Erfahrungen mit Wissenschafts-Praxis-Transfer sammeln. Ein Beispiel: Aufgrund des Medienwandels können wir in der Lehre nicht nur Forschungsergebnisse, also nicht nur Gewissheiten vermitteln, sondern beginnen mit Forschungsfragen und entwickeln mit Studierenden zusammen Lehrforschungsprojekte, um immer wieder gemeinsam zu ergründen, wohin uns die Medienzukunft führt. Eine Kern-Lehreinheit in unserem Masterstudiengang ist das Modul „Organisation von Redaktionen und Medien“, das ich auf Basis meiner internationalen Newsroom-Forschungsprojekte speziell für diesen neuen Studiengang entwickelt habe: Die Studierenden werden angeleitet und in einem Coaching-Prozess an beiden Lernorten begleitet, um wissenschaftlich basierte „Redaktionsanalysen“ vor Ort durchzuführen und die Ergebnisse den Redaktionen anschließend als Berater zur Verbesserung der journalistischen Qualität zu vermitteln und mit den betroffenen Journalistinnen und Journalisten zu diskutieren. Lehre ist hier eine Anleitung zu selbständigem, selbstbewusstem und reflektiertem Forschen im Praxisfeld außerhalb der Universität und zum Transfer zwischen Wissenschaft und Praxis. Die Studierenden erfahren, dass es sich auch später im Berufsleben lohnt, mit der Wissenschaft in Kontakt zu bleiben, wenn man innovationsfähig bleiben möchte.